

Im ganzen Land läuten die Friedensglocken

Derzeit leben im Kanton Schaffhausen rund 5200 Personen, die mindestens 80 Jahre alt sind. Doch selbst bei ihnen sind meist nur vage Erinnerungen an den Tag des Friedens vorhanden. Der 8. Mai 1945 hat – zu Unrecht – kaum Eingang ins Schaffhauser Kollektivgedächtnis gefunden.

Andreas Schiendorfer

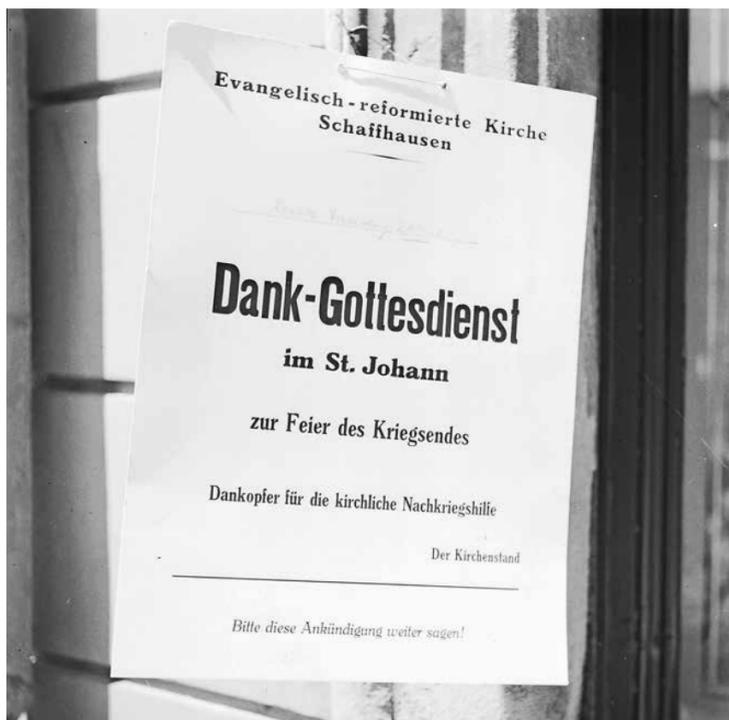
«Ich glaube, wir hatten schulfrei, und irgendwie höre ich die Kirchenglocken läuten. Doch sonst kann ich nichts Bestimmtes sagen», erzählt der frühere Bahnhofapotheke Peter Bühler (Jahrgang 1936). «Die Zeit nach der Bombardierung verbinde ich mit Hungergefühlen», ergänzt er nach kurzem Nachdenken. «Die Mengen auf den Rationierungskarten reichten nicht, um den Kalorienbedarf zu decken. Zum Glück gab es die Schülerspeisung.»

«Auch mir fehlt die Erinnerung an diesen Tag», meint Fotograf Max Baumann (1931). «Natürlich, die Glocken läuteten, und die allgemeine Erleichterung war tagelang spürbar. Wo aber war ich, als die Glocken läuteten? Mit wem sprach ich? Ganz sicher mit meinem Vater, denn wir diskutierten das Kriegsgeschehen täglich. In jenen Monaten erschienen die ersten gesicherten Berichte über die Konzentrationslager, die ersten Bilder... Die zur Tatsache gewordenen Gräueltaten haben mich zutiefst verfolgt, ich wollte sie zuerst gar nicht wahrhaben. Davon hat mich auch der Friedensschluss nicht erlöst. Bis heute nicht.»

Keine konkreten Erinnerungen beim damals siebenjährigen Schleithamer Zeitungsverleger Uli Stamm (1938). Kurz zuvor sei er auf den Flüelifelsen gegangen, um die französischen Schützenpanzer im Wutachtal zu beobachten. Und nebenbei plaudert er ein kleines Militärgeschehen aus: «Im Schopf neben dem grossen Schweizerkreuz auf Uezestaa hörte und sah ich unsere Soldaten funken, auf Tretapparaten.» Auch der Sozialethiker Hans Ruh (1933) erinnert sich «nur» an Freundschaften in Altdorf mit Soldaten der französischen Besatzungsmacht: «Sie baten uns, für sie Kodakfilme zu besorgen. Wir durften dafür auf deutschem Gebiet, einmal sogar in einem Haus, mit französischen Gewehren auf Hitlerbilder schießen.»

Feier mit Rede des Rektors

«Das Kriegsende und den Friedensschluss haben wir eher mit Erleichterung, nicht eigentlich als Befreiung erlebt, mit einer Mischung zweier Gefühle: einerseits das Ende der Hitlerzeit, andererseits das Leiden der deutschen Bevölkerung. Ein Grund für den Zwiespalt war vielleicht, dass unser Vater mit Berufskollegen in der deutschen Nachbarschaft seit Jahren freundschaftlich verbunden war und wir deren Familien in den letzten Kriegsjahren materiell unterstützt haben», führt Internist Arthur Uehlinger (1928) aus. Vage erinnert sich der Scaphusianer noch an die Feier an der Kantonsschule mit einer Rede von Rektor Albert Lüthi. Nachher sei man beim Mohren-



Die offiziellen Dankgottesdienste wurden vom Bundesrat und vom Schweizerischen Kirchenbund auf den Himmelfahrtstag «zur gewohnten Zeit» angesetzt.



Am 8. Mai kam es zu keinen grossen Feiern; aber die Studentenverbindung Scaphusia sang, festgehalten von Fotograf Alfred Bollinger, fröhliche Lieder. BILDER STADTARCHIV SH

brunnen zusammengestanden und in den «Falken» gegangen. Auch Hans Ritzmann (1933) erinnert sich an keine Details der Friedensfeier in Wilchingen. «Alle Schüler nahmen daran teil, und Kantonsrat Hans Gysel hielt eine Rede.»

Einzig bei Hans Wimmer (1935) hat sich ein Bild ins Gedächtnis eingebrannt. Sein Elternhaus, das Gasthaus Kreuz in den Mühlönen, war bei der Bombardierung am 1. April 1944 zerstört worden. Seither wohnte man an der Ecke Safrangasse/Stadthausgasse. «Als die Mutter sagte: 'Der Krieg ist vorbei', schaute ich aus dem Stubenfenster zum Tunnelgässchen. Dort waren täglich die 'Schaffhauser Nachrichten' aufgehängt. Ganz viele Leute, so viele wie sonst nie, haben die Zeitung gelesen.» Die Zeitung musste allerdings just in der Dienstaussgabe vom 8. Mai von einer weiteren Verschärfung der Papierkontingentierung berichten.

Dank einem Höheren

Dass der 8. Mai 1945 in der Schaffhauser Erinnerungskultur keine mit der Mobilmachung oder der Bombardierung vergleichbare Rolle spielt, liegt nicht zuletzt am Bundesrat, der damals «stille Freude» anordnete und sogar Fahnen schmuck untersagte.

«Wir danken allen Schweizern und Schweizerinnen, die in harter Arbeit und treuer Pflichterfüllung mitgeholfen haben, durchzuhalten, in Kriegswirtschaft, Mehranbau und geistiger Disziplin.»

Bundespräsident
Eduard von Steiger
Radioansprache
am 8. Mai 1945

Vor der Ansprache von Bundespräsident Eduard von Steiger, die landesweit wohl in jedem Radio lief, läuteten die Glocken ab 20 Uhr eine Viertelstunde lang. Neben dem Lob für die Widerstandskraft der Armee dankte von Steiger «allen Schweizern und Schweizerinnen, die in harter Arbeit und treuer Pflichterfüllung mitgeholfen haben, durchzuhalten, in Kriegswirtschaft, Mehranbau und geistiger Disziplin.» Die eigene Leistung wurde nicht überhöht. «Unser grösster Dank gebührt deshalb einem Höheren als menschlichem Wollen und Können.» Man wolle nicht urteilen, sondern helfen, Not zu lindern und Gutes zu tun – mit Erfolg wurde eine Sammelaktion der Schweizerpende durchgeführt.

Die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg wird heute differenziert beurteilt, und die Faktoren, welche zur Unversehrtheit der Schweiz führten, werden unterschiedlich gewichtet. Kaum mehr gelten lässt man rational schwer fassbare Gründe wie «ein Höheres als menschliches Wollen und Können». 1945 war das anders. Der Bundespräsident forderte per Radio die Bevölkerung auf, spontan an Dankgottesdiensten teilzunehmen.

In der Zeitungsausgabe vom 9. Mai bat der Kirchenrat die Bevölkerung, die Freude nicht überschäumen zu lassen, und «wir

wollen auch nicht vergessen, dass wir uns in den vergangenen Jahren gar nicht immer als tapfere Eidgenossen und Christen bewährt haben.» Gleichzeitig wurden die offiziellen Friedens- und Dankesfeiern in Form von Gottesdiensten auf den Aufahrtstag vom 10. Mai angesetzt.

Friedenslinden gesetzt

«Gedanken einer Mutter beim Waffenstillstand» schrieb Claudia Grimmer, die Frau des Münsterpfarrers, für «Haus und Heer» nieder. Sie schildert die Freude ihrer Kinder, die dem Mesmer beim Läuten der Glocken helfen, und die stille Erkenntnis beim Zubettgehen, man könne unbesorgt einschlafen und die ganze Nacht in einem Stück durchschlafen. «Anderntags holen Johannes und Christian aus einigen Zimmern viele unserer Luftschutzsandsäcke, leeren sie unter Hallo in die weite Sandkiste des Schwesterleins und pflanzen wie Sieger die kleine Schweizerfahne des Papiermaché-Fähnrichs oben drauf. Tagelang herrscht bei den Buben Hochstimmung.» Bei der Bevölkerung war es nicht anders. In Lohn, Merishausen und Thayngen wurden Friedenslinden gepflanzt, die – mit Ausnahme einer Friedenstanne in Osterfingen – in 75 Jahren zu stattlicher Höhe angewachsen sind.

Die letzten Kriegstage in der Grenzregion

Flüchtlingsströme, Verhandlungen, Panzerschüsse: Der Kanton Schaffhausen erlebte vor dem Friedensschluss bewegte Zeiten. Die einheimischen Soldaten mussten dabei tatenlos zusehen. Die Bewachung der Grenze wurde dem appenzellischen Infanterieregiment 34 übertragen.

Andreas Schiendorfer

Die pausenlosen alliierten Luftangriffe auf Süddeutschland führten zu einer systematischen Missachtung des Schweizer Hoheitsgebiets. 285 Fliegeralarme waren es allein 1945. Am 22. Februar wurden Stein am Rhein, Neuhausen, Lohn, Be-

ringen und Rafz irrtümlich bombardiert, am 28. Februar Altdorf (vgl. SN vom 22./28. Februar 2020). Bald danach war klar, dass in wenigen Tagen auch am Boden Kämpfe in unmittelbarer Nähe stattfinden würden: Die Amerikaner überschritten am 7. März den Rhein bei Remagen, am 30. März folgten ihnen die Franzosen in der Gegend zwischen Speyer und Germersheim.

Die Schweizer Armee hatte das Alpenreduit wieder verlassen und auf den 23. März das Appenzeller Infanterieregiment 34 unter dem Kommando von Oberst Speich zum Grenzschutz im Raum Schaffhausen aufgebildet. Die grüne Grenze wurde mit Stacheldrahtzaun gesichert und von Patrouillen kontrolliert. Wann immer später Zeitzeugen

befragt wurden, beispielsweise Kurt Bächtold oder Robert Pfund, bekundeten sie grosses Unverständnis darüber,

«Die grüne Grenze wurde mit Stacheldrahtzaun gesichert und von Patrouillen kontrolliert.»

dass man beim Grenzschutz freiwillig auf die ortskundigen Schaffhauser Wehrmänner verzichtete.

Ein zweifellos wichtiger Erfolg gelang General Henri Guisan respektive seinem gleichnamigen Sohn auf dem Gebiet der Geheimdiplomatie: Der französische General Jean de Lattre de Tassigny mo-

difizierte seine Aufmarschpläne und liess einen Teil seiner Truppen über Karlsruhe (4. April), Freiburg (19. April) und Lörrach (25. April) dem Rhein entlang vorrücken und erschwerte so eine Grenzverletzung durch deutsche Truppen, namentlich des im Schwarzwald eingeschlossenen 18. SS-Korps.

Flüchtlingsstrom ab 17. April

Spätestens mit der Einnahme von Freudenstadt am 17. April geriet die deutsche Widerstandskraft ins Wanken. Waren vorher täglich etwa 50 Flüchtlinge in Schaffhausen eingetroffen, so wälzten sich nun wahre Flüchtlingsströme, nicht zuletzt entlassene russische und polnische Kriegsgefangene, der Schweizer Grenze zu. Auf diesen Ansturm war man

nur unzureichend vorbereitet, da die seit einem Jahr geplanten Sammellager in Hemishofen, Diessenhofen, Thayngen, Schaffhausen, Neunkirch, Rafz, Hüntwangen und Weiach nicht rechtzeitig eingerichtet worden waren. Um die Situation unter Kontrolle zu halten, schloss der Bundesrat am 20. April die Nordgrenze und bestimmte fünf Eingangstore in die Schweiz, darunter Schleitham-Oberwiesen und Ramsen-Moskau mit entsprechenden Auffanglagern. Ebenfalls noch am 20. April stürzte ein französisches Flugzeug im Rahmen eines Erkundungsflugs bei Merishausen ab.

In der Folge überstürzten sich die Ereignisse, weil die französischen Truppen ...

Fortsetzung auf Seite 16

«In der Schweiz blieben wir Ausländer ...»

Mitten im grossen Flüchtlingsstrom der letzten Apriltage 1945 ist Eleonor Stähli-Landherr bei Schleithem in die Schweiz gekommen. Die 80-jährige Neuhauserin, die seit 1997 im Kanton Schaffhausen lebt, blickt auf jene bewegten Tage zurück.

Andreas Schiendorfer

«Die Brücke zwischen Stühlingen und Schleithem war voller Kriegsgefangener, die von den Deutschen abgeschoben wurden. Aus Lautsprechern hörten wir, die ehemaligen Schweizerinnen mit ihren Kindern dürften nach vorne kommen und sich beim Zoll melden. Doch es war kein Durchkommen», erzählt Eleonor Stähli-Landherr, die mitten im Krieg in Waldshut auf die Welt gekommen ist. «Plötzlich kämpfte sich ein Langholztransporter im Schrittempo durch die Menschenmenge. Hinter diesem konnten wir die Brücke endlich überqueren. Ein Russe war uns beim Einreihen behilflich und schenkte mir erst noch eine Büchse Corned Beef. Ich war damals fünf Jahre alt und erinnere mich nicht mehr an viele Details; aber ein Bild wie dieses werde ich nie mehr vergessen.»

Der Grenzübergang muss am 19. oder 20. April 1945 erfolgt sein – vorher kamen nur wenige Flüchtlinge in die Schweiz. Und das Flüchtlingslager in Schleithem war offensichtlich noch nicht eingerichtet. Hier wurden zwischen dem 21. und 25. April nicht weniger als 5121 Personen vorübergehend betreut, hauptsächlich Russen (1677 Personen), Polen (671) und Franzosen (487), aber auch 58 Schweizer und ehemalige Schweizerinnen.

«Die Nacht verbrachten wir im Zollhaus. Ich erhielt eine Tasse Kakao und eine Decke. Am anderen Morgen ging es mit der Schleitheimer Strassenbahn nach Schaffhausen. Wir wurden sanitärisch untersucht, routinemässig entlauset und entwandt und durften am nächsten Tag weiter zu einem Cousin der Mutter nach Zürich reisen. Nur weil dieser für uns bürgte, hatten wir die Einreisewilligung erhalten, was überhaupt erst in der Schlussphase des Krieges möglich war.»

Der letzte Feilenhauermeister

Beim Gespräch wännen wir uns ins Mittelalter zurückversetzt: Vater Anton Landherr war, wie sein älterer Bruder, ein Feilenhauermeister. Davon zeugen Werkzeuge, die Eleonor Stähli noch besitzt, und eine Fotoreportage des Schwiegersohns. Welch eine Kunstfertigkeit und Präzision.

Landherr arbeitete in Zürich, wurde aber im Mai 1939 wider Willen nach Waldshut zurückgerufen, um in dritter Generation das Familienunternehmen – die vermeintliche Altersvorsorge der Mutter – weiterzuführen, eine auch in normalen Zeiten ziemlich hoffnungslose Aufgabe. Immerhin begleitete ihn seine Braut, die Davoserin Fanny Büsch, die er als Rudertrainer in der Limmatstadt kennengelernt hatte.

Am 16. April 1940 kam Eleonor auf die Welt. Der Vater wurde wenig später eingezogen, hatte aber Glück. Als Fliegerabwehrsoldat im norwegischen Trondheim bekam er vom Kriegsgeschehen kaum etwas mit. Das Gefährlichste waren die selte-



Eleonor Stähli-Landherr kam 1945 als Fünfjährige von Deutschland in die Schweiz.

BILD ROBERTA FELE

nen Hin- und Rückfahrten – wegen der Torpedos. «Bei seinen wenigen Heimaturlauben kam mir der Vater fremd vor, eher wie ein Onkel. Und nach dem Krieg kam er in französische Kriegsgefangenschaft nach Clermont-Ferrand. Erst ab Frühjahr 1949 wohnten wir zusammen.»

Bestechen? Unmöglich!

Die Lebensgeschichte enthält auch lustige Elemente. So bildete sich die Mutter in Berlin zur Rudertrainerin aus, ohne schwimmen zu können. Den nötigen Schwimmtest umging sie mit einer Schummelei. Doch alles hat seine Grenzen: Dem Beamten auf dem Landratsamt in Waldshut ein paar Zigaretten und etwas Schokolade rüberzuschleichen, um im Frühjahr 1945 die Ausreisewilligung zu erhalten – für sie unmöglich. Das wäre Bestechung! Im dritten Anlauf konnte sie sich aber doch noch dazu überwinden. Fast war es zu spät: Die Brücke nach Koblenz war bereits gesperrt, und die Franzosen rückten immer näher. Es blieb allein der Weg über Stühlingen und Schleithem.

«Vielleicht war es ein Glück, dass diese Tante, die an Trisomie litt, wenig später starb. So blieb ihr im Gegensatz zu vielen Behinderten ein Schicksal in einem Konzentrationslager der Nazis erspart.»

Eleonor Stähli
flüchtete am 19./20. April
in die Schweiz

«Natürlich waren wir erleichtert und dankbar dafür, dass wir in die Schweiz einreisen durften. Aber wir blieben Deutsche und damit geächtet. Meiner Mutter war es untersagt, auf dem gelernten Beruf als Kauffrau zu arbeiten. Und ich wurde, obwohl Mundart sprechend, während meiner ganzen Schulzeit von Mitschülern und Lehrern gemobbt und benachteiligt. Bis weit in die 1950er-Jahre hinein.»

Die neunjährige Eleonor empfand es daher keineswegs als Strafe, als sie 1949 mit ihrer Mutter nach Waldshut zurückkehrte, obwohl ihr Haus von den Franzosen beschlagnahmt worden war und sie sich in irgendeiner zugeteilten Wohnung mit einer anderen Familie Küche und Toilette teilen mussten. Allerdings verdiente der Vater als Scheren- und Messerschleifer nur ein Almosen, zu wenig, um die mittlerweile vierköpfige Familie durchzubringen. Deshalb nahm er eine Anstellung in Zürich-Altstetten an – beim letzten Feilenhauer der Schweiz. Als die Familie 1952 in die Schweiz übersiedelte, endgültig, musste auch die Mutter einer Arbeit nachgehen, gleichzeitig aber jeman-



Die Mutter Fanny Landherr-Büsch und ihre Tochter Eleonor nach der Flucht in die Schweiz.

BILD ZVG

den suchen, der für wenig Geld auf die Kinder aufpasste. «Ist das nicht kurios?», meint Eleonor Stähli lachend. «Wir waren mausearm, hatten aber eine Hausangestellte. Einige von ihnen waren allerdings völlig ungeeignet, vor allem die letzte, eine Russin.»

Eine gefährliche Informationsquelle

Während des Kriegs lebte Eleonor in ständiger Angst, die Russen würden kommen. Für sie ein wiederkehrender Albtraum. Die Mutter hingegen wusste es besser. «Sie hörte verbotenerweise die BBC-Nachrichten, kannte den Kriegsverlauf und gab sich nie Illusionen hin», so das ehemalige Flüchtlingskind. «Einmal schnappte eine meiner Tanten, die an Trisomie litt, eine BBC-Information auf und erzählte sie einem Bekannten. Zum Glück war dieser mehr Freund des Hauses denn Nationalsozialist und mahnte die Mutter nur, künftig vorsichtiger zu sein. Vielleicht war es ein Glück, dass diese Tante wenig später starb. So blieb ihr im Gegensatz zu vielen Behinderten ein Schicksal in einem Konzentrationslager der Nazis erspart.»

Ernährung? Bomben? «Im Vergleich zu anderen Städten wurde Waldshut kaum bombardiert. Natürlich hatten wir laufend Fliegeralarm und mussten tagtäglich in den Keller rennen», blickt die Zeitzeugin zurück, erzählt dann aber doch noch, dass ein Onkel sie einmal gerade noch aus dem Bett reissen konnte, ehe eine Bombe im Nachbarhaus einschlug. «Die Lebensmittel waren rationiert und knapp, aber richtig präkär wurde die Situation erst unter der schikanösen französischen Besatzungszeit, auch weil diese teilweise Rachecharakter aufwies. Während des Kriegs aber passte jemand wie ein 'Böölimaa' von den Plakatwänden herunter auf, dass wir sparsam mit den Rohstoffen umgingen und auch ja nichts stahlen: der legendäre Herr Kohlenklaus.»

Fortsetzung von Seite 15

Die letzten Kriegstage in der Grenzregion

... von Freudenstadt sehr schnell nach Süden bis Donaueschingen vorstießen und danach weiter in Richtung Waldshut einerseits und Richtung Konstanz andererseits. Auf grösseren Widerstand stiessen sie einzig im Raum Blumberg – und damit nahe der Schaffhauser Grenze.

Erfolgreiche Verhandlungen

Im Spiesshof bei Ramsen fanden geheime Verhandlungen hinsichtlich einer kampflosen Übergabe Singens am 24. April statt. Mit Erfolg, doch fanden die Franzosen den Kapitulationsbereiten Bürgermeister-Stellvertreter Karl Bäder an einem Baum aufgehängt, versehen mit der Nachricht: «So geht es Verrätern!» Auch in Stühlingen gingen der kampflosen Kapitulation am 26. Ap-

ril innere Kämpfe voraus. Von Schleithem aus wurde jedenfalls beobachtet, wie die weisse Fahne auf Schloss Hohenlupfen viermal auf- und kurz danach wieder eingezogen wurde.

Zu diesem Zeitpunkt war die Region vordergründig befriedet, denn die Franzosen waren bereits bis Konstanz vorgeückt. Allerdings hatten sich einzelne Widerstandsnester, sogenannte Taschen, gebildet. Besonders umstritten waren die Gemeinden Randen und Wiechs, wobei der appenzellische Posten bei Neuhaus aufgrund des komplexen Grenzverlaufs ins Kreuzfeuer der beiden Truppen zu geraten drohte.

Rund 1500 deutsche Soldaten erhielten den Befehl, sich über Schweizer Gebiet nach Osten durchzuschlagen und stellten ein Ultimatum. «Wird Durchmarsch nicht erlaubt, so wird er mit Waffengewalt erzwungen. Sie haben eine Bedenkzeit bis zum nächsten Morgen um 05.00 Uhr!», notierten die Appenzeller in ihr Kompanie-Tagebuch.

Und nach dem Zusammenzug aller verfügbaren Truppen: «Die Vögel zwitschern friedlich in den Zweigen, ein lauer Frühlingwind streicht durch die

«Doch um 6.30 Uhr begannen die Glocken von Wiechs zu läuten, und auf dem Rathausdach wehte doch noch eine weisse Fahne.»

nahen Wälder. Nichts deutet auf etwas Besonderes hin, als dass aus jedem Scheunentor, hinter jeder Ecke ein Lgmlauf oder die Mündung eines Karabiners hervorguckt.»

Doch um 6.30 Uhr begannen die Glocken von Wiechs zu läuten, und auf dem Rathausdach wehte doch noch eine weisse Fahne. Was war geschehen? Hauptmann Hans Nänny, nachmaliger

Appenzeller Ständerat, konnte im letzten Moment in Verhandlungen mit dem deutschen Oberstleutnant Gerber und dem französischen Kommando in Tengen die kampflose Kapitulation vermitteln – gemäss französischen Aussagen eine Viertelstunde vor der Bombardierung von Wiechs.

Ein Truppenteil unter Oberst Hertlein weigerte sich allerdings, in Kriegsgefangenschaft zu gehen. Um die Gemüter zu beruhigen, wurde ihnen erlaubt, sich bis zum 29. April auf Schweizer Gebiet aufzuhalten – woraufhin Hertlein mit drei weiteren Offizieren am Morgen des 30. April in der von Schweizern bewohnten deutschen Enklave Verenhof in Büttenhardt erschien. Erst am 3. Mai konnten sie an der Grenze bei Bietingen den ansivierten Franzosen übergeben werden.

Deutscher Sanitäter als Lebensretter

Ebenfalls am 29. April feuerten französische Panzer von Büslingen aus

40 Schüsse auf das Altdorfer Gehöft Sottenegg ab, weil die Franzosen eine zehnköpfige Schweizer Patrouille für deutsche Soldaten hielten. Drei Soldaten wurden verletzt, am schwersten Hauptmann Kellenberger aus Basel. Er drohte zu verbluten, doch er hatte Glück, wie Oberleutnant Herzig in seinem Rapportbuch festhielt: «Wenige Meter vor mir, direkt jenseits des Landesgrenze bildenden Strässchens, suchte eine deutsche Gruppe Versprengter, unter denen sich ein Hilfssanitäter namens Anton Rist befand, die Internierung nach. Der Deutsche war ohne Umstände bereit, unseren Verletzten beizustehen.»

Die Hofbewohner blieben unverletzt, doch wurden sie mitsamt Vieh ins Dorf hinunter evakuiert. Der inzwischen verstorbene Sottenegg-Bauer Hans Meier blieb nur eine Nacht dort. Seine Erklärung: «Angst hatten wir nicht. Man hat keine Angst, wenn man an der Grenze aufgewachsen ist.»